Phil Mira

worttrunken

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische
Daten sind im Internet über http://dnb.dnb.de abrufbar.

© 2019 Phil Mira

Herstellung und Verlag: BoD – Books on Demand, Norderstedt

ISBN: 978-3-752856613

für Felia

Man glaubt, der Sinn stirbt, aber es ist ein aufgeschobener Tod. Der Sinn verliert seinen Wert, aber er bleibt am Leben, und die Form des Mythos nährt sich davon.

Roland Barthes: Mythen des Alltags

Der Mythos vergreift sich nicht allein an den unschuldigen Buchstaben, die sich erst im Zusammenhang zu dem formieren, was der Jugendfreund sagen will und bewirken, zu dem, was sie lebendig macht, dieses Überschäumen in ihr hervorruft, sondern an ihr selbst.
Es funktioniert, je länger es dauert, auch in der anderen Richtung, sie wird davon ausgehöhlt. Bleibt nach randvollem Auffüllen leer zurück und verlangt Neues, wieder und wieder, wird lechzend, gefräßig wie ein rastloses Tier.

Roman *worttrunken* S. 222 f.

1

Die erste E-Mail noch gesittet, ihre Hand mit dem Smartphone hinter der Handtasche versteckt, die neben ihr auf der Bank liegt. Das Kind bläst kräftig in ein Saxophon, der Instrumentenzirkel scheint ihm Spaß zu machen. Das Überfliegen der Worte wie das Nippen an einem Weinglas: *... dein Name ist so einmalig wie außergewöhnlich, Alfonsina!, so außerhalb alles Gewohnten wie du selbst, wenn ich mich richtig erinnere*, was ist er wohl gewohnt, denkt sie gleich, *aber so habe ich dich finden können auf der Ehemaligen-Liste unseres Gymnasiums, denn du bist offenbar in den üblichen Foren nicht angemeldet, es stimmt doch wohl, du bist die, mit der ich den ersten Kuss getauscht habe, oder nicht?*
Kann man Küsse tauschen, wird sie zurückschreiben, und: natürlich bin ich diejenige, der Name ist Fluch und Segen. Sie wird offen lassen, was in diesem Fall zutrifft.

Mama, hab ich gut gespielt?, nächste Woche nehme ich die Geige! Juli, die Backen noch wie gebläht, die blaugrauen Augen stolz und ein wenig kritisch, steht vor ihr, augenblicklich lässt ihre rechte Hand das Smartphone in die Tasche gleiten. Ja, du machst das toll, sagt sie. Fährt dem Kind mit der Linken über den Kopf, als ob die andere, die sie als Rechtshänderin normalerweise benutzt, für eine Mutter nicht mehr brauchbar, bereits entweiht sei durch die Worte eines Mannes, der nach über dreißig

Jahren so plötzlich auftaucht, wie durch Eis bricht und ihr auf Kufen entgegengleitet.
Das geheime Senden und Empfangen elektronischer Nachrichten wird erst nach ihrem Treffen beginnen. Ihr Wohnort liege auf seiner Route, er sei Tennistrainer und müsse in München einen bestimmten Schläger kaufen, den es nur dort gebe. Eine Ausrede, das weiß sie und es ist ihr egal. Das Treffen mit dem Jugendfreund, er heißt Jago, das fiel ihr sofort bei der Erwähnung des Kusses ein, soll beim Griechen stattfinden.

Wofür machst du dich so schick?, fragt das Kind, bemalt sich die Backen mit grünem Lidschatten. Die Gefahr des Auffliegens droht nicht von Seiten ihres Ehemannes, der sich in seine Forschung vertieft, sie lauert auf der Seite des Kindes. Das Kind ist nicht nur musikalisch, sondern bereits sieben Jahre alt und ziemlich schlau. Ich gehe mit Helen essen, sagt sie, du weißt doch, die Frau, die auch in der Buchhandlung arbeitet.
Kolleginnen oder Freundinnen werden nicht herhalten müssen als Alibi für weitere Zusammenkünfte, denn es wird für lange Zeit kein Treffen mehr geben wegen der großen Entfernung ihrer Wohnorte und wegen der lückenlosen Überwachung des Jugendfreundes durch seine Ehefrau.

Beim Griechen ein Platz im Innenhof. Sommer. Blühender Oleander, Zitronenbäumchen. Laue gallertartige Luft und der Geruch nach klebriger Süße. Einer dieser gefährlichen Abende mit leichter Kleidung, der die Haut fast zum Platzen bringt. Einer dieser fast tropischen Abende, die neu-

erdings hierzulande immer häufiger vorkommen. Ein Chemiker würde das perfekte Zusammenspiel der verschiedenen Faktoren in und außerhalb ihres Körpers analysieren können, sie selbst hat nur das unbezwingbare Gefühl, sie würde beinahe mit jedem mitgehen, wenn er sie aufforderte.
Auch ihren Mann hatte sie auf diese Weise kennengelernt, aber das verschwieg sie ihm. Der Semiotik-Dozent, der an einem Abend im Juni, an dem die Knospen der Linden explodierten, neben ihr auf der Bierbank saß und mit Studenten diskutierte, interessierte sich nur theoretisch für die Zeichensysteme seiner Umgebung, keineswegs für die deutliche Zeichensprache ihres Körpers. Und doch schien sie auf die tiefer liegenden Schichten seines Bewusstseins Einfluss zu haben, nach und nach ließ er die Diskussion einschlafen und wandte sich ihr zu.

Sie entscheidet sich für Souvlaki, hat plötzlich Lust auf Fleisch, das sie sonst eher meidet. Er bestellt gegrillte Calamari, und als die Tintenfischringe im Teig ausgebacken gebracht werden, nimmt er es hin, sagt nur: Das frittierte Zeug ist mir eigentlich zu fett. Dieses Hinnehmen, diese Großzügigkeit gefällt ihr. Er ist nicht kleinlich, er wird nicht kleinlich sein, wenn sie etwas mit ihm anfängt, die Liebe zu ihrem Mann wird davon unberührt bleiben.
Diese Liebe, die in der Summe noch die gleiche ist wie zu Beginn, daran gibt es keinen Zweifel. Und doch hat sie vor einem Jahr von einem Tag auf den anderen ihren körperlichen Teil eingebüßt, ihn nach genau zwanzig Jahren, dem Erreichen jener runden Jahreszahl, das eigentlich

hätte gefeiert werden müssen wie ein Hochzeitstag, schlagartig eingebüßt, ohne dass sie herausfinden konnte, woran es lag. Nein, so kann sie es nicht ausdrücken, alle sensiblen Annäherungen mittels ihrer Körper sind ja noch vorhanden, aber das geschlechtliche Zusammenkommen hat aufgehört. Dafür ist das Gefühl der Untrennbarkeit gewachsen, es gibt nichts, was sie auseinanderreißen könnte. Was also sollte sie daran hindern, dieses unerträgliche innere Brodeln, das sie an manchen Tagen ziellos durch die Stadt treibt, zur Ruhe zu bringen?
Wie ist es dir ergangen in der ganzen Zeit?, seine Fragen ohne drängendes Interesse, ein Alibi wie ihr angebliches Essen mit der Kollegin. Was hat Jago wohl zu Hause als Grund für die Reise angegeben? Er sei verheiratet und habe zwei Kinder, das erwähnte er bereits in seiner Mail, mit dieser Tennisschläger-Geschichte kann er seiner Frau sicher nicht kommen. Macht er das nicht zum ersten Mal, so ein Treffen mit einer anderen?

Zwei halbe Leben im Schnelldurchgang, atemlos erzählt, als gelte es, keine Zeit zu verlieren oder die Zeit, die es dauert, Freundschaft oder Nähe entstehen zu lassen, zu betrügen. Mein Vater ist schon gestorben, sagt sie, drei Packungen Zigaretten am Tag, Lungenkrebs, dann Beinamputation. Ich war es, die zum Schluss an seinem Bett saß, Mama konnte es nicht ertragen, auch als er in den letzten zwei Tagen nur noch dieses Fiepen ausstieß und kaum noch sprechen konnte. Es verfolgt mich, das Fiepen.
Leben deine Eltern noch?
Meine Mutter ist vor drei Monaten gestorben, das Herz, er kneift die Augen zusammen. Sie fragt nach, will Genaue-

res wissen, ihn trösten. Er winkt ab, kommt auf die Kindheit zurück, du hast doch auch Tennis gespielt damals?
Über ihr Tennisspiel will sie nicht reden, will mehr wissen über ihn, wie ist er erzogen worden, welche Nöte hatte er, welche Leidenschaften. Seine Mail hatte sofort eine Art Ghettoinstinkt in ihr geweckt: das Aufwachsen im selben Stadtviertel, Hamburg-Altona damals baufällig und ein Problemviertel, der Besuch der gleichen Schule, der gleichen Partys, das Teilen der gleichen Kumpane. Aber dieser Instinkt zerfasert, je länger sie bohrt. Alles palletti, sagt er, mir ging es super, die Lehrer waren Arschlöcher, aber wegen meiner sportlichen Erfolge waren sie gnädig, in Latein war ich eine Niete. Wolltest du nicht Lehrer werden, hast du nicht Sport studiert und Physik? Jago winkt erneut ab, ja ja, das Studium abgebrochen, als Profispieler war das nicht zu schaffen. Wieder bohrt sie, aber er tut so, als bekümmere ihn nicht sonderlich, dass er jetzt als Trainer arbeitet. Ein Superjob, sagt er, und meine Frau hat die Karosseriefirma ihres Vaters übernommen, eine Lizenz zum Gelddrucken!
Nun doch unverhofft eine Gemeinsamkeit, auch sie habe ihr Studium abgebrochen, Theaterwissenschaft, sie habe Regisseurin werden wollen. Als sie anfängt darüber zu reden, dass sie unzufrieden in ihrem Beruf sei, diesem Halbtagsjob in einer Buchhandlung, dass sie das Gefühl habe zu versauern, weil sie jeden Tag die Kreationen anderer Leute anpreise, anstatt ihre eigenen zu verfolgen, und der Rest des Tages mit Kinderkram und monotonem Kleinzeug draufgehe, unterbricht er sie. Dir geht es doch gut, Ehemann Professor, süße Tochter, was willst du?

Was will sie? Ganz sicher keinen, der nur ungern zuhören würde, wenn sie ihre Seele entblößte statt ihres Körpers. Sie ist nicht angewiesen auf einen Freund, bei dem sie sich aussprechen könnte, dafür gibt es genügend andere Menschen, ihre Kollegin, Freundinnen, ihre Mutter, ihre Schwester. Ja, es geht mir gut, sagt sie.

Plätschern. Aphrodite in der Mitte eines Brunnens aus hellem Marmor, um die Hüften ein Tuch drapiert. Stein, der sich in Falten legt. Stein, der bröckelt. Wasser, das aus einem Krug rinnt, der von der Göttin gehalten wird.
Auch am Tisch plätschert es, Lebensdaten, Fakten, Erfolge und Misserfolge. Der Jugendfreund erwähnt vor allem Positives, schweigt, wenn sie nachhakt, weil sie Risse vermutet in diesem glänzend lackierten Leben. Sie selbst lässt das Negative nicht aus, im Gegenteil, sie schmückt sie noch aus, ihre Schwächen, ihre Komplexe, ihre Trauermomente. Ist das der Gegensatz zwischen weiblich und männlich?, das würde sie stören.
Jago fasst sich bei allem kurz, als sei ein Leben wie das andere. Dann kommt er auf seine Gewinne beim Tennis zu sprechen, wird nun doch noch ausführlich. Beschreibt ganze Spielverläufe, spricht über die Bezwingung des Gegners, über genaue Matchplanung, Kanonenaufschläge, Big Points, Tie-Breaks, Halbvolleys, Topspins, Peitschenschläge. Als sie nach den Turnieren fragt, Wimbledon, Australien Open, Davis Cup, was ihr als Laiin so im Kopf herumspukt, gibt er zu, dass er so weit nicht gekommen sei und hauptsächlich deutsche Turniere gespielt habe.
Ob sie schon das Neuste gehört habe, Angelique Kerber sei Weltranglisten-Erste geworden und als zweite deut-

sche Spielerin Gewinnerin der US Open, nach Steffi Graf. Ach ja, die Gräfin, ruft sie, in den Achtzigern habe sie mit ihrer Mutter alle Turniere im Fernsehen verfolgt, die Steffi Graf und Boris Becker absolviert hätten, und danach seien sie immer gleich auf den Tennisplatz gegangen. Er habe eine Schülerin, siebzehn, die schon beim *Orange-Bowl* gewonnen habe, nie gehört?, das wichtigste Nachwuchsturnier für Tennisspieler unter achtzehn Jahren. Jago richtet sich auf, seine Augen voller Stolz, viel mehr von Stolz erfüllt als bei der Erwähnung seiner eigenen Erfolge. Das rückt den Jugendfreund wieder ein wenig näher.

Alfonsina, das bedeutet *edle Kriegerin*, wusstest du das? Ja, das weiß sie, aber das war nicht der Grund für die Namensgebung. Ihre Mutter hat den Namen ausgesucht nach der argentinischen Lyrikerin Alfonsina Storni; ein Band mit Liebesgedichten - pappgebunden, abgegriffen, zweisprachig - lag allzeit griffbereit im Regal. Jeden Sonntag hat sie daraus vorgelesen, erst das Spanische und dann das Deutsche. Dabei verstand sie nichts von der Fremdsprache, liebte einfach den Klang. Wenn Mama schlecht auf sie zu sprechen war, nannte sie sie Alfonso, denn sie wusste, dass ihre Tochter den Namen verabscheute.
Auch die Lyrikerin muss den abgewandelten Männernamen gehasst haben, vor allem, weil er von ihrem Vater stammte, der ein Trinker war; etwas anderes kann sie sich gar nicht vorstellen. Jedenfalls befindet sie sich in der absurden Situation, nach einem Mann benannt zu sein, dessen Namen sie hasst, und wider alle Vernunft hasst sie auch jenen Mann, der nicht ihr Vater ist.

Heißt du bei deinen Freunden immer noch Ina wie früher und erinnerst du dich an unseren Kuss?, fragt er, nimmt eine Zitronenhälfte, ballt seine Faust darüber und zerquetscht sie über seinem Tintenfisch. Sie denkt an ihren Mann, wie er die Zitrone zwischen seinen feingliedrigen Fingern sanft drückt, bis ein paar Tröpfchen herausspritzen. Der mit der Zitrone in der Faust legt seine saubere Hand auf ihr nacktes Knie, sie blickt zum Kellner, einem Jüngling, umpustbar, schnauzbärtig, mit einer Serviette wischt er Krümel vom Tisch, blinzelt ihr zu, hat er etwas bemerkt? Die Hand auf ihrem Knie ein Stein, der ins Wasser geworfen wurde, Wellen, die sich ringförmig in ihr ausbreiten.

Sie schiebt die fremde Hand weg, starrt auf Oberarme, die sich aus einem knappen weißen T-Shirt herausarbeiten, ihre Kraft demonstrierend, mit Hilfe derer sie Frauen spielend leicht in Betten tragen können – lächerlich, solche überkommenen weibischen Wünsche hat sie nicht -, auf einen zu breiten Körper, als habe man ihn mit einem Schraubstock traktiert, bis diese gedrungene Form herausgekommen sei. Darüber ein breiter eckiger Kopf, Lippen, die wie Schienen durch die Haut schneiden, eine knollige Nase mit Hautschuppen vom Sonnenbrand, dichte braune Haare, von grauen Fäden durchzogen; durch diese Haare würde sie gern mit ihren Fingern fahren.

Starrt in das Gesicht eines bald Fünfzigjährigen mit Linien, die häufiges Lachen eingegraben hat, und doch die Schicht darunter wie angefüllt mit Desillusion, in die erwartungsvollen Augen des Fünfzehnjährigen, der seinen Mund auf den der Vierzehnjährigen gedrückt hat; für ein

paar Sekunden nur und doch hatte das mit den Wellen angefangen, damals.

Das Klingeln eines Handys, das sie beide aufschrecken lässt, seines Handys, das er aus der Tasche zieht, während er wie gehetzt aufspringt und ein paar Schritte zur Seite tritt. Schützend hält er seine Hand vor den Mund, um zu verhindern, dass sich der Schall fortpflanzt, sie dreht sich weg, seine Lügen interessieren sie nicht. Er müsse jetzt nach Hause fahren, ruft der gestandene Mann nach Beendigung des unwürdigen Gesprächs. Sie selbst hat ihr Smartphone auf *lautlos* gestellt, ab und zu wirft sie einen Blick auf das Gerät. Es würde blinken, wenn sie einen Anruf von ihrem Mann erhielte, der das Kind betreut, oder irgendeine digitale Nachricht. Sie selbst wird allenfalls hinterher ein unwürdiges Gespräch führen, was weit schwieriger werden wird und von dem sie hofft, dass es nicht erfolgen wird.
Ihr Mann eine Eidechse, eines dieser wechselwarmen Tierchen, die sich an die Temperatur ihrer Umgebung anpassen; für ihn sind die milden Sommerabende im Heimatort inzwischen selbstverständlich. Vermutlich nimmt er an, dass auch sie sich endlich daran gewöhnt hat, an diesen faulig-süßen Geruch, der nach Fortpflanzung schreit und doch nur Kopulation meint. Sie wird sich nie daran gewöhnen.
Beim Abschied in einer Nebenstraße nahe ihrer Wohnung die Wiederholung des Kusses, die keine Wiederholung ist. Kein zarter Kuss zwischen Jugendlichen, halben Kindern noch, stattdessen ein hungriges Verschlingen des jeweils

anderen. Der Tanz der Zungen eine Probe, eine verheißungsvolle Probe dessen, was kommen wird.
Vor der Haustür steckt Jago ihr einen Zettel zu, es handele sich um eine andere Mail-Adresse, sie solle ihm in Zukunft nur noch dorthin schreiben. Auch sie brauche eine weitere Adresse, die sie bei einem Free-Mail-Anbieter im Internet einrichten könne. Es koste nichts und sie lasse sich mit einem Code verschlüsseln.

2

Ein Schlaf im Fieber auf zerwühltem schweißigen Laken. Ein schwarz-greller Schlaf voll von wirren Träumen mit nur einem Ziel, das nicht erreicht wird, ihre Hand zwischen den Schenkeln tot.
Der Weckruf der Sinfonie auf dem Smartphone wie der Schnitt eines Messers und doch eine Erlösung, dazu ein Stimmchen: Mama, hörst du nicht, dein Brahms klingelt! Ein Barockengel an ihrem Bett, einer, der abgespeckt hat, blonde Löckchen und pralles Fleisch sind geblieben. Ina streicht über den Arm ihrer Tochter, dann über ihren eigenen Arm. Der Unterschied ist buchstäblich greifbar. Sie sind nicht aus dem gleichen Stoff, diese beiden Arme, ein Unterschied wie zwischen zwei verschiedenen Wesen, zwischen Mensch und Tier, oder zwischen Menschenhaut und Kunststoff.
Die Delphine vor Kuba fallen ihr ein und wie sie die Tiere streichelte, sich von ihnen durchs Wasser ziehen ließ. Ihre über festem Fleisch gespannte Haut hatte weder Tierisches noch Menschliches an sich noch etwas völlig Künstliches, etwas dazwischen. Etwas, das sie mit der Tochter gemeinsam haben, mit allen Töchtern dieser Welt. Versuchen ihre Mütter, damit zu konkurrieren? Sie haben keine Chance, auch dann nicht, wenn sie ein Skalpell oder eine Spritze an sich heranlassen.
Ist es das, was ihnen jene winzigen, halb versteckten Minderwertigkeitsgefühle einpflanzt, gegen die sie ihr Leben

lang vergeblich ankämpfen, und was empfindet Demian, wenn er Juli im Arm hat und danach ihre Mutter? Bemerkt er den Unterschied, und hat er schon entdeckt, dass ihre Oberarme an den Unterseiten schlaff zu werden beginnen, ekelhaft schlaff trotz des morgendlichen Trainings am Heimtrainer? Seine eigenen Arme im Vergleich zu ihren bombenfest, obwohl er keinerlei Sport treibt und nur wenig jünger ist als sie.

Es ist schon spät, komm Spatz, ruft sie. Das Kind ist in ein Spiel vertieft, von dem es weggerissen werden muss. Der Wagen, zuletzt von Demian benutzt, muss erst gesucht werden. Sie besitzen keine Garage und Parkplätze sind selten in ihrer Gegend. Demian hat einen Zettel mit der Beschreibung des Stellplatzes hinterlassen, aber sie ist ungenau. Erst nach längerem Suchen finden sie den Wagen.
Nachdem sie das Kind in der Schule abgeliefert hat, schlägt sie den Weg zum Buchladen ein. An den Ampeln, die lange auf Rot stehen, tuscht sie ihre Wimpern und malt ihren Mund an, heute in einer knalligen Teenagerfarbe.

Erdbeermund, sagt Helen, als sie eintrifft, eher Himbeer, erwidert Ina. Nein, das trifft es nicht, Helen streicht ihr über die Schulter, du glühst und es kommt nicht vom Wetter! Helen schürzt ihre Lippen, spricht schwülstig: Ich bin so wild nach deinem Erdbeermund …, Gedichte von Paul Zech, die Klaus Kinski rezitiert. Ich habe die Platte noch, eine der wenigen, die bei meinen vielen Umzügen nicht verloren gegangen ist. Sie lagert mit ein paar Beatle-

Platten im Keller, ich war sechzehn, habe für Kinski geschwärmt. Meine Mutter war entsetzt, Ende der Fünfziger muss das gewesen sein. Meine Mutter schwärmte in dem Alter für Gregory Peck, sagt Ina.
Weißt du, was mit Erdbeermund gemeint ist?, das habe ich erst viel später begriffen! Helen streicht ihre dicken maronenbraunen Haare aus dem Gesicht. Der braune Haarschwall verwischt die Einkerbungen, die ihr Gesicht durchziehen; ihre eigenen Haare dagegen wie schwarze Striche auf Papier, schnell und unachtsam hingeworfen. Es gibt eine Zeile, die ziemlich zweideutig ist oder eher eindeutig, irgendwas mit *der Mund im Haar verwahrt*, Helen rollt ihre Augen. Ina stutzt, dann versteht sie. Lacht meckernd, wird gleichzeitig rot, sie kann es fühlen. Es ist lächerlich, dass sie in ihrem Alter noch rot wird vor dieser Frau, die alles Wichtige erlebt, die Freiheit selbst erkämpft hat.

Und sie? Die scheinbar das perfekte Geburtsdatum hat - ah, eine Achtundsechziger-Pflanze, sagen die Leute -, sie hat alles schon vorgefunden. Für sie war kein Kampf mehr übrig, auch wenn in Wirklichkeit noch nichts in Ordnung war, noch nichts in Ordnung ist, weder bei den Männern noch den Frauen noch in der Politik. Schon gar in Ordnung bei den Kindern, bei denen die Welt neuerdings aufgeteilt ist in Supermänner und Feen. Dagegen sich aufzulehnen, würde sich lohnen, aber die Argumente sind so alt, so verbraucht. Es sind die Argumente ihrer Mutter, die verzweifelt gegen die tumbe Masse in ihrer Umgebung angeschrien hat.

Wenn sie selbst heute schrie, unterläge sie damit einer Art Wiederholungszwang, geradezu krankhaft. Sie kann nicht mehr tun als ihrer Tochter einen Rucksack zu kaufen, auf dem Katzen abgebildet sind statt Feen, und schlichte T-Shirts in kräftigen Farben, die eindeutig für Jungs gedacht sind. Und ab und zu ein rosafarbenes Glitzeroberteil, damit sie nicht zur Außenseiterin wird.
Das Suchen eines bestimmten Romans am Computer. Eine junge Frau in löchrigen Jeans, sandblondes halblanges Haar, Augenringe, hält ihr ein Blatt hin, auf das ein Titel gekritzelt ist. Sie liebt ihn auch, diesen Roman über die Liebe, vor allem wegen seiner Sprache, welche die Worte *verwahrt* wie das Haar den Mund im Zech-Gedicht. Gegen diesen Vergleich würde sich der Autor verwahren, obwohl sie ja nur die Art der sorgsamen Behandlung meint, dieses Ver-wahren, das auch ein Be-wahren ist und Wahrnehmen. Sie ist eben erfreut über die für die damalige Zeit geradezu subtile Metapher für das weibliche Organ, das nach wie vor von einigen Schriftstellern zu grobschlächtig, zu einseitig beschrieben oder mit irgendetwas Unpassendem verglichen wird. Meist sind es die alten Männer, die halbblind auf das Organ schauen, dabei Wesentliches einfach wegschneiden; eine gedankliche Kastration.
Ah, hier ist er, sagt Ina, ich kann ihn nur beim Grossisten bekommen. Wenn ich ihn heute bestelle, können Sie ihn übermorgen abholen! Die mit den Augenringen will den Roman doch nicht, sie hätte ihn sofort gebraucht, denn ihre Mutter habe Geburtstag. Sie schaue nach einem anderen Roman. Ina guckt ihr hinterher, auf ihren Hintern, der beim Gehen nachschwingt, als gehörte er nicht zu ihr.

Das Tablet neben ihr, greifbar nahe; während der Arbeit rührt sie es nicht an. Dann doch das Anschauen der eingetroffenen Mails: Krankenkassenbrief, Banknachricht, Bestätigung einer Internetbestellung, die Nachricht einer Freundin und die Mail, die sie erwartet hat. Noch in der Nacht hat sie einen geheimen Account bei einem Free-Mail-Anbieter eingerichtet und dem Jugendfreund geschrieben, nur einen Satz, eine Frage: Wo soll das hinführen?

Du weißt, wo das hinführen wird, aber im Moment ist es nicht möglich, uns bleibt nur die Imagination. Erinnerst du dich an die Schöne im Brunnen beim Griechen, die steinerne Nackte? Aphrodite vermutlich, Göttin der Liebe, der Schönheit, so viel weiß man ja. Ich habe trotzdem bei Wikipedia nachgeschaut: Göttin der sinnlichen Begierde, Schutzherrin der Sexualität und Fortpflanzung. Na, wenn das nicht passt, wobei das Letztere lieber wegfallen sollte! Ich sehe dich vor mir, Kriegerin, Göttliche. Die im Brunnen ist nichts gegen dich, nicht nur, weil sie aus Stein ist, sondern wegen dieser Trägheit, dieser gleichgültigen Augen. Dagegen deine Augen, fast dämonisch, dunkel vorwegnehmend, was passieren wird. Dann noch das Libellenhafte, dieses Schillern, das Sich-Stürzen auf Auserkorenes, bin ich der Auserkorene?

Ja, ich sehe dich vor mir, ganz ohne Tuch, wie es die Göttin im Brunnen um den Bauch geschlungen hat, hast du auch diese Mädchenbrüste wie sie, die erst, wenn man sie berührt, an den Spitzen zu Stein werden, oder hast du solche Frauenbrüste, die immer diese Steinform haben? Egal wie, ich kann mich nicht lösen von ihnen, weder mit meinen Augen noch meinen Fingern, kann mich nicht lösen von allem anderen. Ich rieche, koste deinen Schweiß, deine Säfte, die viel mehr reden als du, du re-

dest ja nicht, du keuchst nur, wir keuchen synchron. Nein, das wäre albern, ich bin leise, denn ich will dir zuhören, außerdem könnte man mich im Nebenzimmer hören. Ich schließe die Tür, lege mich hin und bin reglos. Jetzt bist du an der Reihe, je mehr du mich kahl frisst, desto mehr wächst alles nach. Und endlich dein Mund, deine Hände an mir.

Sie ist nur noch ein Bündel, geschnürt um ihre Wollust, den Worten eines Mannes ausgeliefert, der nicht mal hier ist. Worte, die sie als leichten Schmutz empfindet, als feinen Staub, der durch ihre Haut dringt. Sie brechen das Tabu in ihrem Kopf, das mit ihrer Erziehung eingepflanzt wurde.

Ihre ach so freiheitsliebende Mama, die die Männer nicht zählen konnte, die sie vögelte oder die sie vögelten, wie auch immer, ist ein Mimöschen, wenn es um Sprache geht; diese Empfindlichkeit gab sie an ihre Tochter weiter. Ohne den Tabubruch in ihrem Kopf fände die heftige Reaktion in ihrem Körper nicht statt, soll sie also ihrer Mutter auch noch dankbar sein für ihre Wörter-Verklemmtheit? Sie schiebt die Mail an einen geheimen Ort, löscht sie vorsichthalber im Account, obwohl niemand außer ihr den Code kennt.

Kennen Sie diesen Roman?, fragt die Sandblonde. Ja, auch eine Geschichte über die Liebe, eine französische Schauspielerin verfällt einem unbekannten Regisseur und folgt ihm für die Länge eines Films nach Afrika. Wie deprimierend! Das Verfallen, meine ich, aber das Richtige für meine Mom!

Ina steckt das Tablet in ihre Tasche. Soll ich das Buch als Geschenk verpacken?